





# SANKOFA

**Doğan Akhanlı**

Roman



*Aus dem Türkischen von*

**Recai Hallaç**

**sujet verlag**

CIP - Titelaufnahme in die Deutsche Nationalbibliothek

Doğan Akhanlı  
Sankofa

*Aus dem Türkischen von Recai Hallaç*

ISBN 978-3-96202-102-3

© der deutschen Ausgabe 2024 by Sujet Verlag

Umschlaggestaltung: Kai Kullen  
Satz und Layout: Sophia Baldauf, Deike Lübben  
Lektorat: Susann Minter  
Druckvorstufe: Sujet Verlag, Bremen

Printed in Europe  
1. Auflage 2024

[www.sujetverlag.de](http://www.sujetverlag.de)

## PROLOG



## Dezember 2013, Köln

Erst Jahre später, er war gerade dabei, ihr die Fotos zu zeigen, die er für die Ausstellung »Sankofa« ausgewählt hatte, erzählte der Oberleutnant seiner Frau Lisa, mit der er seit sechsundzwanzig Jahren verheiratet war, von der Rolle, die ein zu Tode Verurteilter in seinem Leben gespielt hatte. Damals war er ein Offizier, den man zum Wachkommandanten einer kleinen, zwischen Bergen verlorenen, türkischen Grenzstadt ernannt hatte. Kurz nach seiner Ankunft wurde ihm per Fax mitgeteilt, ein zu Tode verurteilter Häftling namens Tayfun Kara sei aus dem Militärgefängnis geflohen, gefolgt von der Anweisung, alle notwendigen Maßnahmen zu treffen. Es war Anfang Juni. Er führte mit einem Trupp Soldaten eine Razzia in dem Haus der Frau des Geflüchteten durch, die in der Kleinstadt lebte, und beschlagnahmte Bücher, Zeitungen und tausende Briefe, die Tayfun Kara aus dem Gefängnis an sie geschrieben hatte. Um einen Eindruck oder vielleicht einige Informationen über den Geflüchteten zu bekommen, begann er, diese zu lesen. Zweitausenddreihundertsiebzig Briefe. Je länger er las, umso stärker entglitt ihm sein eigenes Leben, jeder Brief nährte weiter die Zweifel über seine eigene Zukunft. Die Briefe waren nicht literarisch anspruchsvoll. Sie waren melancholisch, voller Trauer, begannen mit Anreden wie »Meine Geliebte«, »Meine Rose«,

»Mein Herz« oder »Mein Augapfel«, doch irgendwie waren sie voller Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft.

Was den Oberleutnant besonders überraschte, war der unerschütterliche Glaube des Todeskandidaten an das gemeinsame Leben, das er mit seiner Frau aufbauen wollte. Versuchte er, sich in diesen Mann hineinzufühlen, sah er eine unendlich lange, dunkle Höhle ohne Ausgang vor seinem inneren Auge. Es war schier unbegreiflich. Der Kerl hatte es, wie auch immer, geschafft, einen fünfundachtzig Meter langen Tunnel aus einem Militärgefängnis mitten auf einer Tiefebene zu graben, zu flüchten und in die Berge zu verschwinden. Fünfundachtzig Meter klangen vielleicht als bloße Zahl nicht so groß, aber wenn man sich diese fünfundachtzig Meter als Erdmasse vorstellte, waren das Tonnen von Erde, Schlamm und Schotter. Damals, als ihm in der armseligen Kleinstadt der Bericht über die Flucht auf den Tisch gelegt wurde, war er aufrichtig verwundert darüber, dass es Leuten, die einen solchen Tunnel graben können, nicht gelingt, den Staat zu zerschlagen. Denn diese Institution, genannt Staat, mochte auf der einen Seite mächtig und unzerstörbar wirken, aber gleichzeitig war sie hohl. Ein Kartenhaus, das schon beim kleinsten Windstoß einstürzen würde. Das müsste das Phänomen sein, das man als Paradox bezeichnet: der unlösbare Widerspruch zwischen der Unfähigkeit, eine Revolution zu beginnen und der Fähigkeit, einen fünfundachtzig Meter langen Tunnel zu graben. Eigentlich müsste es leichter sein, fand der Oberleutnant, eine Revolution zu führen, als einen fünfundachtzig Meter langen Tunnel zu graben. Denn die Menschen in der Türkei dürften für diese Institution nicht das geringste Vertrauen und die bescheidenste Sympathie hegen.



Obwohl dieser Staat den Menschen viel Leid zufügte, sie auf einen Schlag massenhaft vernichtete, ins Gefängnis warf, ihnen das Leben unerträglich machte, versuchten sie den Anschein zu erwecken, dass Wörter wie Vaterland, Nation oder Staat mit unfassbarer Leidenschaft und Aufrichtigkeit ausgesprochen werden. Dabei gab es niemanden, dem der Staat keine Ohrfeige verpasst hatte. War es auch nicht ein seltsames Paradox, dass solche Strukturen, die eigentlich eine kurze Lebensdauer haben müssten, so lange fortbestehen konnten?

Du redest ja wie ein Linksradikaler, warf Lisa ein. Sie waren fast fertig mit dem Abendessen. In all den sechsundzwanzig Jahren hatte sie noch nie politische Aussagen aus dem Munde ihres Mannes gehört. In der Tat hatte der Oberleutnant zwischen sich und den Ereignissen, deren Zeuge er wurde, eine Mauer aus Fotografien gebaut. Er sah die Welt durch den Fotoapparat und auf den Bildern, nahm alles Geschehene so wahr, als hätte es mit ihm nichts zu tun, als wäre alles irgendwo da draußen. Die zweitausenddreihundertsiebzig Briefe, geschrieben von Tayfun Kara, alle mit dem Stempel »Gelesen« versehen, die Tage, in denen er die Bewohner der Kleinstadt verhörte, hatten sich in sein Gedächtnis geprägt wie Traumbilder einer nicht erlebten Vergangenheit. Als er in die Bergdörfer gereist war und Holzhäuser, in denen niemand wohnte, verfallene Grundschulen, die keine Schüler hatten, Felder, die niemand bestellte, fast vertrocknete Maulbeerbäume, alte Frauen, traurige Friedhöfe und schmale Ziegenpfade fotografierte, hatte er das alles als fiktive Erscheinungen wahrgenommen. Während er in einer weit zurückliegenden Zeit, wandelnd auf den Gipfeln der Unschlüssigkeit, auf dem Hügel der Stillen Wehmut in

einer bezaubernden Landschaft einem Konzert lauschte, hatte er das Gefühl, die gespielten Melodien handelten von einer Welt, an der er nicht teilhatte. Dabei waren sie nichts anderes als eine Botschaft gewesen, eine Einladung in die Freiheit. Das begriff er erst jetzt, nach einem Vierteljahrhundert. Damals hatte er, die Melodie im Ohr und die Bergketten hinter dem Hügel der Stillen Wehmut, das Farbenspiel auf den Hügeln, den Goldstaub auf den Tälern und die zu den Hängen hin flitzenden Gazellen im Blick, unversehens gespürt, dass sein Leben nicht seine eigene Wahl war, sondern die Folge einer freiwilligen Selbstlosigkeit, um den Wunsch seines Vaters zu erfüllen. Es war diese Eingebung, die ihn von seinen Wurzeln und seiner Vergangenheit entfernte. Er bereute nichts, im Gegenteil, er war sehr glücklich. Dieses Glück hatte er Lisa zu verdanken. Sie erschien ihm wie eine göttliche Antwort auf die Frage, warum er auf diese Welt gekommen war und dieses Leben bis zum Schluss leben sollte. War es nicht ein traumhaftes Wunder, dass er Lisa gleich nach der Lektüre der Briefe begegnet war? Mit ihr verwandelte sich sein Leben in etwas, das tatsächlich eine Bedeutung hatte. Lisa war die einzige nicht fiktive Realität seines Lebens und es erfüllte ihn mit Stolz zu sagen, dass er sie noch wie am ersten Tag liebte. Er hatte gewusst, dass er eine entehrende Straftat begehen oder eine ausländische Frau heiraten musste, um aus der Armee entlassen zu werden, konnte es aber immer noch nicht glauben, dass er jemandem wie Lisa begegnet und dass aus dieser Begegnung eine lebenslange Beziehung geworden war. Einen Monat nachdem er sie kennengelernt hatte, verließ er die Türkei, und kaum in Deutschland angekommen, hatte er eine Arbeit gefunden und die Chance bekommen,

eine Persönlichkeit wie Willy Brandt vor der Berliner Mauer zu fotografieren. Wer hätte ahnen können, dass diese Mauer, die im Hintergrund wie ein Monument der Hässlichkeit emporragte, noch vor dem Ende des Jahres Geschichte sein würde? Ein Jahr später war das Apartheidregime in Südafrika zusammengebrochen. Die Fotos, die er von Mandela vor seinem einstöckigen Backsteinhaus in Johannesburg-Soweto gemacht hatte, waren Dokumente des Zusammensturzes eines unerschütterlich anmutenden Systems und hatten deshalb eine historische Bedeutung. Aber wenn er jetzt zurückblickte, fühlten sich diese Fotos wie Fiktionen an, die sein Kopf produziert hatte. Seit jenem Tag erschienen ihm jedes Mal, wenn er den Namen Mandelas hörte, sein Rubinring, sein weißes Hemd und sein milchweißes Haar vor dem inneren Auge; dieses Wort erinnerte ihn an einen alten Bewohner eines vergessenen Grenzdorfes, der Satinstoffe, frische Feigen, Rosinen und feuerrote Granatäpfel verkaufte und niemanden mehr hatte, der seinen Namen noch kannte. Der Oberleutnant hatte im März des Jahres 1991, als in Jugoslawien alles den Bach runterging und Serben und Kroaten einander niederzumetzeln begannen, trotz der vielen Leichen, die auf den Straßen der Verwesung überlassen waren, nicht glauben können, dass dort ein brutaler Bürgerkrieg ausgebrochen war, bis sein Journalistenkollege, der sehr gut Türkisch sprach, getötet wurde. Nach seiner Rückkehr aus Sarajevo hatte ihn niemand gezwungen, im Frühjahr 1994 nach Ruanda zu gehen. Stattdessen hätte er mit Lisa am Rhein spazieren können. Die Kolonnen aus Frauen und Kindern, die in Ruanda vor dem Tod flohen, die Milizen, die mit ihren Kalaschnikows herumstolzten, die Täter, die mit ihren Macheten ihre Nachbarn zerstückelt

hatten und in deren Gesicht der Stolz des Massakers aufleuchtete, die Leichen, die in Geschäften, auf Märkten, auf großen Plätzen, in Straßen, Gärten und auf den Feldern verweseten, die Seen blutrot färbten und in Flüssen trieben, zu fotografieren, war nicht leicht. Lisa dürfte sich noch daran erinnern, dass er nach seiner Heimkehr Ende Juni die Wohnung tagelang nicht verließ.

Lisa erinnerte sich. Beinahe hätte Ruanda den Oberleutnant nicht nur Lisa, sondern sogar dem Leben entzogen. »Ich verstehe es nicht«, sagte der Oberleutnant, »warum ich Tayfun Kara nicht als eine Erinnerung an die Vergangenheit wahrnehme, sondern wie einen engen Freund, das verstehe ich einfach nicht.«

Lisa sah ihren Mann an und war überrascht, wie wenig sie über den Oberleutnant, mit dem sie ihre Seele und ihren Körper teilte, wusste. Als sie sich kennenlernten, hatte er zwar gesagt, er sei Offizier und wolle die Armee verlassen, aber alles hatte sich so schnell entwickelt, der Oberleutnant hatte sich in so kurzer Zeit von seiner Vergangenheit losgelöst, dass Lisa nur noch sehr selten daran dachte, dass er auch Mutter, Vater, Geschwister und Verwandte hatte. Vom ersten Moment an, in dem der Oberleutnant einen Fuß in Lisas Wohnung gesetzt hatte, hatte er eine Wand zwischen sich und seiner Vergangenheit errichtet, keinen Kontakt zu einem türkischsprachigen Menschen in der Stadt aufgenommen, und selbst im Schlaf kam kein türkisches Wort aus seinem Mund. Nach ein paar Jahren hatte Lisa sogar vergessen, dass er ein ehemaliger Offizier aus der Türkei war.

Das Interesse des Oberleutnants an der Türkei erwachte so schnell und schwindelerregend wie seine frühere Abnabelung. Er begann, türkische Filme nach Hause zu bringen, türkische Musik zu hören, am Sonntag türkische Zeitungen zu lesen. In manchen Nächten sah er sich im Internet türkische Komiker an und lachte schallend.

Der Oberleutnant lebte viele Jahre lang in der Wirrnis der realen und fiktiven Welt. Eines Morgens wachte Lisa in seiner engen Umarmung auf, löste sich behutsam heraus, um ihn nicht zu wecken, und beschloss, während sie den Kaffeeautomaten vorbereitete, die Gewohnheit des gemeinsamen Frühstücks, das sie in all den Jahren nicht entwickeln konnten, endlich zu etablieren. Sie machte Kaffee nach deutscher und Tee nach türkischer Art. Sie stellte Butter, Marmeladen, Pinien- und Akazienhonig auf den Tisch. Sie weckte ihren Mann mit einem Kuss. Jener wartete schon auf die Berührung ihrer Lippen und ließ sich nicht lange bitten.

Beim Frühstück fragte Lisa, warum er nicht eine Reise in die Vergangenheit unternahm, statt sie ständig zurechtzubiegen. Der Oberleutnant war gerade im Begriff, einen Schluck von seinem Tee zu nehmen. Erwartungsvoll sah er in die Augen seiner Frau. »Zum Beispiel«, sagte sie, »zu den Jahren, als du Oberleutnant warst. Du bist überallhin gereist, nur nicht in deine eigene Vergangenheit. Vielleicht ist es anmaßend von mir, das zu sagen, aber merkst du nicht, dass du dich, ohne mit der Wimper zu zucken, in die entferntesten Gegenden der Welt, in die blutigsten Fehden hineinbegibst, aber gleichzeitig deine eigene Vergangenheit vernachlässigst, während deine Jugend, die du in deinem Unterbewusstsein begraben hast, die ganze Zeit deine Aufmerksamkeit fordert? Was sagst du dazu, diesen

jungen Offizier zu besuchen, der eigentlich seinen Weg nicht gefunden hat, aber den entschlossenen Soldaten mimt?«

Der Oberleutnant schaute noch tiefer in die Augen seiner Frau. Irgendwann lächelte er und fragte:

»Wann machen wir uns auf den Weg?«

[Sechszwanzig Jahre davor]

## I

### **DIE FLUCHT**

[Die Geschichte von Tayfun und Gülsen]





## **Juni 1987, Şavşeti DER OBERLEUTNANT**

Am Morgen des 6. Juni 1987 flohen acht Inhaftierte aus dem Militärgefängnis von Erzincan über einen fünf- undachtzig Meter langen Tunnel, den sie selbst gegraben hatten. Unter ihnen befand sich auch Tayfun Kara aus dem Dorf Ibhirevil im Bezirk Şavşeti der Provinz Livane. So stand es in der Faxmeldung der militärischen Staatsanwaltschaft der Kommandantur der 3. Armee. In dem Schreiben wurde angeordnet, seine Frau, seine Eltern, und, wenn nötig, seine Verwandten zu verhören und das Ergebnis der Vernehmungen unverzüglich der militärischen Staatsanwaltschaft mitzuteilen.

Der Oberleutnant las zur Abendstunde die Faxmeldung und schickte einen Trupp Soldaten in das dreißig Kilometer entfernte Dorf mit dem Auftrag, die Eltern Tayfun Karas zu befragen; er selbst machte sich mit einem weiteren Trupp auf den Weg in die Kleinstadt, zum Haus von Gülsen Kara. Während das Haus umzingelt wurde, stand Gülsen mit einem Suppentopf an der Schwelle des geräumigen Wohnzimmers, in dem sie und ihre Eltern auch Gäste empfangen und aßen. Im Radio liefen die Nachrichten. Während sie die Suppe austeilte, hörte sie, dass der Ministerpräsident in Begleitung seiner Tochter und seiner Frau bei der feierlichen Eröffnung eines neuen Werks das Band durchgeschnitten hatte.

Sie füllte den Teller ihres Vaters, des berühmtesten und einzigen Zahnarztes, nicht nur in der Kleinstadt, sondern in der ganzen Gegend, dann den Teller ihrer Mutter und schließlich ihren eigenen – da klingelte es an der Tür. Ihre Mutter stand auf, um aufzumachen und sagte: »Um diese Zeit kann es nur die Goldene Tante sein.« Im Radio wurde jetzt von der Flucht von acht Terroristen aus dem Militärgefängnis von Erzincan berichtet. Gerade als der Sprecher sagte: »Der Gouverneur von Erzincan erklärte, alle Zufahrtsstraßen der Stadt seien gesperrt und Polizei- und Militäreinheiten seien zur Verfolgung der Geflohenen eingesetzt«, drangen schwerbewaffnete Soldaten in das Zimmer ein.

»Guten Abend!« sagte der Oberleutnant. »Wir müssen Ihre Tochter mitnehmen und das Haus durchsuchen. Ihr Schwiegersohn ist aus dem Gefängnis geflüchtet.« Noch bevor der Zahnarzt etwas erwidern konnte, sprach er weiter: »Frau Kara, Sie kommen mit uns mit.«

Das Verhör dauerte bis Mitternacht. Der Oberleutnant war aufgeregt, weil er die Verhörmethoden, die er auf der Militärakademie gelernt hatte, zum ersten Mal anwenden würde. Allerdings konnte er sich nicht entscheiden, mit welcher Methode er beginnen sollte. Er ordnete an, Gölgen in den einzigen fensterlosen Raum der Wache zu bringen, der auch als Verhörraum benutzt wurde, wo das Auge nichts außer nacktem Beton erblickte. Dem Wachsoldaten am Eingang befahl er, niemanden ohne seinen Befehl hineinzulassen, zog sich in sein Büro zurück und überlegte eine Weile, wie er vorgehen sollte.

Er holte sein Notizbuch hervor und notierte die Ziffer »I«. Danach setzte er einen Bindestrich, bevor er weiterschrieb: »Wenn der Erzincan-Flüchtige in stande war,

einen fünfundachtzig Meter langen Tunnel zu graben und zu flüchten, wird er wohl auch die geistige Fähigkeit besitzen, sich vorzustellen, dass es nicht ratsam wäre, seine Frau über sein Vorhaben zu informieren. 2- Selbst wenn man annimmt, dass er so unklug gehandelt hat, sollte sich seine Frau gerade nicht in dem Haus ihrer Eltern innerhalb der Grenzen des Bezirks Şavşeti der Provinz Livane in meinem Zuständigkeitsbereich aufhalten, sondern irgendwo in der Nähe der Stadt Erzincan, um ihren geflüchteten Mann an einen sicheren, fernen Ort zu bringen. 3- Daraus folgt: Selbst wenn der Erzincan-Flüchtige seiner Frau irgendeinen Hinweis auf sein Vorhaben gegeben haben sollte, hat er bestimmt keine Details genannt. 4- Daraus folgt: Gülsen Kara zu vernehmen oder harte, illegale Methoden anzuwenden, wird keinen Nutzen bringen.«

Der Oberleutnant schwärzte das Wort »illegal«. Dieses Wort könnte nämlich zu Unannehmlichkeiten führen, missverstanden werden und dafür sorgen, dass er womöglich an einen viel entlegeneren Ort versetzt wird als den, wo er gerade seinen Dienst tat. In diesen entlegenen Orten ging es nicht so ruhig zu wie hier und die Zahl der Oberleutnants, die an solchen Orten ihr Leben lassen mussten, war beträchtlich. Er rief seine Ordonnanz und befahl, Gülsen Kara in sein Büro zu bringen.

»Jetzt sofort« sagte er, kaum dass Gülsen sein Büro betreten hatte, »werden Sie mir verraten, wo sich Ihr Mann befindet!« »Ich weiß es nicht«, antwortete Gülsen. »Und Sie müssten eigentlich wissen, dass ich es nicht weiß.« »Die Besserwisserei können Sie sich sparen«, gab der Oberleutnant zurück und bereute im selben Augenblick seine Worte. Gülsen musterte den Oberleutnant, der ungefähr in ihrem Alter sein mochte. Ein großgewachsener,

dunkelblonder, gutausschender Mann. »Warum sollte ich«, begann sie, »hierbleiben und darauf warten, dass ich festgenommen werde, wenn mich mein Mann über seine Flucht informiert hätte? Wenn Ihre Frau flüchten würde, würden Sie dann zu Hause auf sie warten? Hätte ich gewusst, dass er fliehen wird, wäre ich jetzt zumindest in Erzincan, damit ich ihm helfen kann.«

Der Oberleutnant war verblüfft. Die Frau sprach so, als hätte sie seine Notizen gelesen. »Nun hören Sie damit auf und versuchen Sie lieber, Ihre Haut zu retten! Sie ahnen nicht einmal, in was für ein Unheil dieser Flüchtige Sie stürzt, der Ihr Mann sein soll. Lassen Sie die Gedankenspiele sein und antworten Sie auf meine Fragen!«, sagte er und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Er fragte Gülsen, wie lange sie schon mit dem Erzincan-Flüchtigen verheiratet war. Er fragte sie, warum sie noch bei ihren Eltern wohnte, obwohl sie verheiratet war. Fragte sie, ob sie sich, wenn auch nicht offiziell, getrennt hätten. Fragte, ob sie ein gutes Verhältnis zu der Familie des Erzincan-Flüchtigen habe. Fragte, ob es klug sei, ein Leben lang auf den Erzincan-Flüchtigen zu warten, obwohl gegen ihn schon die Todesstrafe verhängt wurde, und ob sie, angenommen, er würde nicht gefasst werden, bereit sei, ihr ganzes Leben auf der Flucht zu verbringen. Er fragte sie, in welchen Abständen sie den Erzincan-Flüchtigen besuchte. Fragte, ob bei ihrem Treffen im Besuchsraum ein Gendarm dabei war. Wann sie ihn zuletzt besucht habe. Was sie dabei besprochen haben. Da packte Gülsen die Wut: »Dieser Mann, den Sie ständig Erzincan-Flüchtiger nennen, ist mein Mann und er hat einen Namen, den er seit seiner Geburt trägt!«

Der Oberleutnant hatte in dem Qualifizierungskurs nach der Militärakademie alle Vernehmungsmethoden gelernt, von den sanftesten bis hin zu den härtesten, mit denen man den Widerstand der Verhörten brechen kann. Zwar hatten ihm manche dieser Methoden nicht behagt, aber das hinderte ihn jetzt nicht daran, lauter zu werden. »Sie sollen hier«, herrschte er sie an, »nicht mich belehren, sondern meine Fragen beantworten!«

Dann sah er aus dem Fenster der Gendarmenwache, die am Ausgang der Kleinstadt in einer Talsenke zwischen zwei Hügeln gebaut lag, und stellte fest, dass die Menschenmasse auf dem vom Scheinwerferlicht erhellten Platz immer größer wurde, ursprünglich bestehend aus Gülsens Eltern sowie ihren Brüdern, die während der Razzia bei Gülsen im Clubhaus der Gemeinde Bridge gespielt hatten. Er wägte ab, inwiefern dieser Haufen die unteilbare Einheit von Staat und Nation gefährden könnte. Warum verhört man jemanden, wenn es nicht wirklich dazu dient, Informationen zu gewinnen? Auf diese Frage hatte er keine Antwort. Während weitere unangenehme Fragen sein Gehirn attackierten, meldete ein Soldat, das Durchsuchungsprotokoll zu den beschlagnahmten Zeitungen und Büchern, den Schulheften, die Gülsen alle aufgehoben hatte, und den Briefen Tayfuns sei fertig. Der Oberleutnant fand es ratsam, einen Blick auf das Protokoll zu werfen, bevor er mit dem Verhör fortfuhr:

#### Durchsuchungsprotokoll

Nach der Flucht der Person namens Tayfun Kara aus der Haftanstalt Erzincan wurde am Samstag, den 06.06.1987, zwischen 19:00 – 21:30 Uhr das Haus in der Straße der Republik im Bezirk Şavşeti, in der seine Frau Gülsen

Kara wohnhaft ist und das ihrem Vater gehört, durchsucht und das vorliegende Protokoll in drei Kopien angefertigt und unterzeichnet. 06.06.1987, 21:35 Uhr

Einhundertdreiundzwanzig Ausgaben der Zeitung Cumhuriyet

Zweihundertachtunddreißig Bücher türkischer und ausländischer Schriftsteller

Zweiundfünfzig Schulhefte in unterschiedlichen Größen und unterschiedlich dick

Zweitausenddreihundertsiebzig Briefe samt Umschlägen mit dem Stempel »gelesen«.

Der Oberleutnant fand die Anzahl der Briefe bemerkenswert und fragte Gülsen, wie lange ihr Mann im Gefängnis war. »Sechs Jahre, sechs Monate und fünf Tage!« antwortete sie. »Und wie oft schrieb er Briefe?« wollte der Oberleutnant wissen. »Jeden Tag«, sagte sie ohne zu zögern. »Wie geht denn das?« knurrte der Oberleutnant. »Wie kann man jeden Tag einen Brief schreiben?«

Er musterte Gülsen lange. Ihre braunen Augen. Ihr Haar, das auf ihre Schultern fiel. Und suchte in ihren Haarsträhnen nach der Antwort auf die Frage der 2.370 Briefe. Plötzlich sagte er, über seine eigenen Worte stauend: »Sie können gehen.« Die Erschöpfung in den Augen der beiden Soldaten, die für Gülsen verantwortlich waren und während des ganzen Verhörs stehen mussten, verwandelte sich in Erleichterung angesichts der Aussicht auf Schlaf. Beim Verlassen des Raumes hörte Gülsen den Oberleutnant noch sagen: »Verlassen Sie auf keinen Fall die Stadt.« Der Oberleutnant wies seine Ordonnanz an, den Feldwebel zu ihm zu zitieren. Dieser trat umgehend mit militärischem Gruß ein und empfing in Habachtstellung den

Befehl des Oberleutnants, Gülsen Karas Haus vierundzwanzig Stunden zu beobachten.

Als der Tag graute, war der Oberleutnant immer noch wach. In dem dreiunddreißigsten Brief, der mit »Guten Tag, meine Liebste« begann, hatte auch der Erzincan-Flüchtige die ganze Nacht kein Auge zugetan und »Alle schlafen / Ein eiskalter Winter jagt den anderen!« geschrieben. Genauso, wie Ahmed Arif gesagt habe, schliefen Wölfe, schliefen Vögel, schlief der Kerker, nur er könne nicht schlafen. Er denke ununterbrochen an Gülsen, könne dieses Verlies nur in Gedanken an sie ertragen, träume davon, sich in eine weiße Taube zu verwandeln, durch Gitter zu schlüpfen, in die Höhe zu fliegen und auf dem Dach des Hauses der Goldenen Tante hoch auf dem Berg zu landen. Gefangenschaft sei zwar ein schwieriges Handwerk, aber was eigentlich zähle, sei das Leben und die SEHNSUCHT.

Wenn er Sehnsucht in Großbuchstaben schreibt, dachte der Oberleutnant, leidet er wohl sehr stark. »Wer sind Arif und die Goldene Tante?« schrieb er in sein Notizbuch. »Muss ermittelt werden«, fügte er hinzu und las weiter:

»Selbst ohne das Blau kann man es aushalten, aber ohne dich ist es unerträglich. Ich liebe dich zu sagen, reicht mir nicht. Hätte ich meinen Glauben an Gott nicht verloren, hätte ich gesagt, du bist eine Gnade, ein Geschenk Gottes für mich. Und so gerne würde ich dir jetzt von der Brücke der brennenden Wünsche erzählen, so gerne meine Wörter zu einem Strauß aus Mohnblumen binden.«

»Soldat!« rief der Oberleutnant. »Noch einen Mokka!«

»Zu Befehl, Herr Kommandant!« hörte er eine Stimme von draußen.

Bis sein Mokka kam, verbrachte er mit dem Ausdruck

»Strauß aus Mohnblumen« ziemlich viel Zeit. Beim Lesen dieses Satzes war vor seinem inneren Auge gleich ein riesiger Strauß mit Mohnblumen erschienen und er hatte einen leichten Duft von Gräsern vernommen.

Er öffnete den vierunddreißigsten Brief. Er las die Anrede »Gülsen, meine Blume«. Der ganze Rest war bis auf die letzte Zeile mit schwarzem Kugelschreiber geschwärzt. In der letzten Zeile las er noch »Ich liebe dich«, dann hielt er den Brief gegen das Licht. In der fünften Zeile konnte er »isoliert«, in der siebten »meine Liebe«, in der sechsunddreißigsten »meine Seele« und in der dreiundsiebzigsten das Wort »verging« entziffern. »Das nennen die zensieren? Sie haben den Brief total verhunzt«, brummte er verärgert.

»Kennst du noch die Geschichte von Reşat aus dem Dorf Vel?« begann der nächste Brief ohne Anrede. »In den letzten Jahren habe ich viel Neues über ihn erfahren. Ich hatte dir ja geschrieben, dass seine Geschichte mit einer Verleumdung begonnen hat und der Geschichte von Seyran und Aziz im zweiten Band von »Memed mein Falke« sehr ähnelt. Ich meine die Seyran aus jenem Dorf auf einem Plateau, das wie ein seltsamer Wald aus roten, scharfen Feuersteinen aussieht, aus jenem Dorf, wo ansehnliche Pferde gezüchtet werden und Bäche zwischen den Feuersteinfelsen in die Tiefebene fließen. Die Seyran, von der Yaşar Kemal erzählt. Die Kraniche zogen zu allen Jahreszeiten sehr niedrig über dieses Dorf, so wie bei uns auch, trugen im Frühjahr die scharfen Düfte von Blumen, die zwischen den Felsen sprießen, in nördliche Länder, und im Herbst, wenn sie zurückkehrten, verteilten sie die Steppenwinde über das Tal und zogen in den Süden.«

Der Oberleutnant bedauerte, dass er seit seiner Ankunft



in Şavşeti die Kranichzüge, die zum Kaukasusgebirge oder den Saxarat-Bergen unterwegs waren, kein einziges Mal gesehen hatte und las weiter:

»In Seyrans Dorf taucht eines Tages ein Junge auf, fünf oder sechs Jahre alt, der Aziz heißt und von dem niemand weiß, wo er herkommt und wohin er will. Die beiden wachsen gemeinsam auf. Und dann geschieht das Unglück. Die drei Söhne des Aga entführen Seyran. Die Gendarmen greifen nicht ein. Der Unteroffizier hilft sogar bei der Entführung mit. Aziz ergattert ein deutsches Jagdgewehr. Er verfolgt die Spur der Entführer. Findet sie in einem Lehmhaus. Er stößt die Tür auf, kniet an der Schwelle nieder und erschießt alle – außer Seyran. Er bringt sie ins Dorf zurück. Gibt ihr einen Kuss auf die Stirn, macht sich auf den Weg in die Kleinstadt, stapelt Lumpen am Eingang der Gendarmenwache und zündet sie an. Dann erschießt er die Gendarmen, die fliehen, einen nach dem anderen. Am Abend desselben Tages wird ein Bataillon in die Kleinstadt geschickt. Der Schusswechsel dauert drei Stunden. Als Aziz seine Kugeln ausgehen, steigt er aus seinem Graben und läuft auf die Soldaten zu. Sein ganzer Körper wird durchlöchert.«

Der Oberleutnant staunte, dass man den Brief nicht zensiert hatte. Jetzt war ihm völlig schleierhaft, nach welchen Kriterien diese Leute arbeiteten, die am Ende den Stempel »Gelesen« auf die Briefe und Umschläge setzten. In sein Notizbuch schrieb er: »Eine Person, die für die Liebe den Tod riskieren kann«, während ihm die Augen und die Seele schwer wurden. Er beschloss, ein paar Stunden zu schlafen und rief zu seiner Ordonnanz, die vor der Tür wartete: »Soldat! Bereiten Sie mein Bett vor!«

Auch in den folgenden Tagen widmete sich der Oberleutnant der Lektüre der Briefe. Als sechs der acht Flüchtigen gefasst waren, hatte er schon die Hälfte der Briefe durchgelesen. Er hatte inzwischen vergessen, zu welchem Zweck er sie las, er ließ sich mitreißen von den Sätzen, die von leidenschaftlicher Liebe zeugten und ihm auch Einblicke in das Leben hinter Gittern gewährten. Bald überkam ihn das Gefühl, das seien seine Briefe, er selbst habe sie geschrieben. Gülsen, die jetzt in ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr eingetreten war, hatte aufgehört, die Ehefrau eines Mannes zu sein, den zu fassen sein Auftrag war, ein Objekt, das es zu beobachten galt. Sie hatte sich in eine Frau verwandelt, die nur in den Briefen des Flüchtigen existierte. Das Haar jener Gülsen in den Briefen war schwarz wie Kohle. Ihre Augen ein grünes Tal, auf das Goldstaub gestreut wurde. Bald sah er jedes Mal, wenn der Name Gülsen in den Briefen auftauchte, eine Gazellenherde, die auf einer endlosen Ebene auf die Ausläufer der Berge zulief. Er hörte auf, sich zu rasieren und aß kaum noch etwas. Das machte den Soldaten, der ihm jederzeit zu Diensten stand, sehr traurig, da er für ihn Gefühle hegte, die über die Achtung vor einem Kommandanten hinausgingen, Gefühle, die stärker und unergründlicher waren. Nun trat er ohne abzuwarten in sein Zimmer, sagte: »Ihr Frühstück wird kalt, mein Oberleutnant«, und manchmal rief er ihm zu: »Wenn es Ihnen zu viel Arbeit ist, kann ich Sie rasieren, mein Vater war Barbier.« »Ist gut, ist gut«, antwortete dann der Oberleutnant, nahm einen Schluck von seinem Tee und kehrte zurück in die Welt der Briefe.

Ende Juni stieß er in einem der Briefe wieder auf den Namen Reşat. In den Briefen stand zwar nicht geschrieben,

warum Reşat in den Bergen lebte, aber sie legten nahe, dass er zu Unrecht verfolgt wurde. Was diesen Reşat ganz besonders machte, war die Unmöglichkeit, ihn in einem Gefängnis festzuhalten. Mehrere Male hatte man ihn geschnappt, jedes Mal war er aus dem Gefängnis entwischt, und seit seinem elften Ausbruch wurde er nicht mehr gesehen. Jahre waren seitdem vergangen, ohne dass man von ihm etwas gehört hatte, nicht einmal seine Geliebte im Dorf. »Im Gefängnis von Livane«, schrieb der Flüchtlinge, »habe ich einen Häftling getroffen, der sechs Monate lang mit Reşat in einem anderen Gefängnis gesessen hat.« Nur hatte Reşat überhaupt keine Ambitionen zu fliehen und war, im Gegensatz zu den Gerüchten, die über ihn im Umlauf waren, kein kämpferischer Typ. Er war ein stiller, zurückhaltender Mensch, der folgsam tat, was man von ihm verlangte. Eines Tages hatte man ihn zum Gericht gebracht, er kehrte nicht wieder zurück. Vermutlich wurde er von seinen Feinden in den Gerichtskorridoren umgebracht. Viel später hatte Tayfun Kara dutzende Menschen getroffen, die unterschiedliche Geschichten über Reşat erzählten. Diese hatten ihre Frauen oder Schwestern ermordet, erwiderten auf die Frage, warum sie im »Kittchen« saßen: »Ich habe meine Familie getötet, Bruder« und sahen sich selbst als »Opfer des Schicksals«.

Ein Insasse, der nach dem Memorandum vom 12. März 1971, mit dem der Generalstab die Regierung zum Rücktritt zwang, von seinem Vater ins Ausland geschickt wurde, damit er von politischen Unruhen verschont blieb, der dann sein Studium in Deutschland im letzten Semester abbrach und in die Türkei zurückkehrte, um die Revolution zu unterstützen, und nun seine Tage im Gefängnis mit

Abenteuerromanen fristete, erzählte von seiner Bekanntschaft mit Reşat ohne jede Schwärmerei, und es war seine Erzählung, die dem Erzincan-Flüchtigen am besten gefiel. Dieser Insasse war gleich nach seiner Ankunft in der Türkei verhaftet worden. Nach seiner Entlassung wurde er mit einem Ausreiseverbot belegt. Nach dem Militärputsch am 12. September 1980 wurde er wegen seiner Vorstrafe erneut verhaftet und wartete immer noch auf seinen Prozess. Er hatte Reşat in Köln kennengelernt. Dort hatte Reşat Tür an Tür mit der Sängerin gewohnt, die unter dem Namen »Nachtigall von Köln« bekannt war. In den Ford-Werken wurde er zum Arbeiterführer. Er war einer der Helden des berühmten Streiks 1973 bei Ford. Derjenige, der die Arbeiter aufstachelte und am ersten Tag des Streiks »Nieder mit den Kapitalistenbonzen!« rief. Er war gleich verhaftet worden und noch in derselben Nacht aus der Justizvollzugsanstalt Ossendorf ausgebrochen, von der es hieß, es sei unmöglich, von dort zu entfliehen. Er hatte sogar Mitglieder der Roten Armee Fraktion kennengelernt, die Deutschland den Schlaf raubten, einige von ihnen aus dem Gefängnis befreit, und war schließlich spurlos verschwunden.

»Ich werde nicht spurlos verschwinden«, ging der Brief weiter. »Falls es mir irgendwie gelingt, dem Strick oder der Gefangenschaft zu entkommen, werde ich mein restliches Leben in dei..... verbringen.« »Das gibt's ja nicht!« brummte der Oberleutnant. Er hielt den Brief gegen das Licht. Er konnte es trotzdem nicht lesen. »Wahrscheinlich hat er in deinen Armen geschrieben«, mutmaßte er. »Oder in deinem Bett.«

Ein anderer Brief bestand aus wenigen aneinandergereihten Zeilen:

»Ich mache weiter Sport: Laufen

Ich lerne Englisch: I love you!

Ich schreibe meine Verteidigung: Die Zeit richtet über die Richter und der verfluchte Fleck auf der Stirn der wahren Schuldigen, denn das ist der Wille Gottes, wird niemals verblassen. Ich vermisse dich: Würde ich sagen, die Ketten sind verschlissen vor Sehnsucht nach dir, wäre Arif traurig.«

»Wer ist denn dieser Arif?« fragte sich der Oberleutnant. Er rief bei der Post an und ließ sich mit dem Haus des Herrn Zahnarztes verbinden. Gülsens Schwiegermutter Bibi, die dort gerade zu Besuch war, ging ans Telefon:

»Ich höre!«

Der Oberleutnant brabbelte etwas vor sich hin. Schließlich stellte er sich vor und sagte: »Ich wollte den Herrn Zahnarzt, nein, eigentlich seine Tochter Gülsen sprechen.«

Bibi wies ihn in ihrer georgischen Mundart zurecht: »Du traust dich, bei meiner Schwiegertochter, meiner Gülsen anzurufen?« Noch bevor der Oberleutnant wusste, wie ihm geschah, fuhr sie fort: »Ihr nehmt meine Schwiegertochter mitten in der Nacht auf die Wache, ihr bringt mein Sohnesherz zur Weißglut, prügelt ihn, bis ihm die Knochen brechen, könnt ihn nicht einmal festhalten, lasst ihn flüchten! Ihr quält uns, unsere Schwiegertochter, unser Dorf, unsere Nachbarn! So etwas nennt sich Staat? So etwas nennt sich Soldat? Gott soll euch die Knochen brechen! Gott soll euch Steine auf den Kopf regnen lassen! Woher soll ich wissen, dass ihr meinen Sohn nicht entführt habt? Woher soll ich wissen, dass ihr ihn nicht entführt und umgebracht habt? Woher soll ich wissen, dass ihr nicht seine Leiche vor die Tür legen werdet? Haben wir denn um euch gebeten? Wolltet ihr uns nicht Frieden bringen? Was habt ihr denn gebracht? Was ist das für eine Armee?«

Dann wurde es still. Der Oberleutnant hörte die Frage: »Bibi, mit wem redest du?« Dann sagte eine Stimme in den Hörer: »Hallo! Wen möchten Sie sprechen?«

»Ich hätte gern Gülsen Hanım gesprochen.«

»Bitte, am Apparat.«

»In einem der Briefe heißt es: Ich vermisse dich. Würde ich sagen, die Ketten sind verschlissen vor Sehnsucht nach dir, wäre Arif traurig. Wir ermitteln, wer Arif ist. Reine Formsache.«

Der Oberleutnant hörte Gülsen lachen. »Ein Dichter!« sagte Gülsen. »Ahmed Arif! Er hat sich auf ihn bezogen. Ist aus Diyarbakır.«

»Haben Sie ein Buch von ihm?«

»Ein Buch? Wenn ihr es nicht verbrannt habt, wird bestimmt eins im Lager der Wache sein!«

Der Oberleutnant wollte auch nach der Goldenen Tante fragen, aber die Wut in der Stimme Gülsens machte ihn unsicher. Er bedankte sich und legte auf. Er rief seine Ordonnanz und wies sie an, unter den beschlagnahmten Büchern nach Gedichtbänden eines Dichters namens Ahmed Arif zu suchen, sie ihm zu bringen und anschließend inkognito Informationen über die Goldene Tante zu sammeln.

Der nächste Brief begann mit den Worten: »Zurzeit beschäftige ich mich mit Bienenzucht. Auch wenn behauptet wird, die Bienenstöcke solle man aufstellen, wenn die Pflaumen in Blüte stehen, erzielen auch die, die im Herbst damit beginnen, gute Ergebnisse.« Nach Aufzählung der Gründe, warum das so sei, folgten Informationen über Bienenstöcke, Rahmen, Waben und Wachs, dann wurde ausführlich davon erzählt, dass die Bienenkönigin sich im Flug paart, zu Zeiten des Sultans »Mehmed der Eroberer« im Topkapı-Palast jeden Monat drei Tonnen Honig verbraucht wurden, unter dem Sultan »Süleyman

der Gesetzgeber« sowohl Bienenstöcke als auch Honig besteuert wurden und im Grab eines Pharaonen in Ägypten seit dreitausendachthundert Jahren in einem Behälter Honig aufbewahrt wird, ohne dass er schlecht geworden sei.

»Gefängnis oder landwirtschaftliche Fakultät?« ummte der Oberleutnant. Seine Gefühle pendelten zwischen Wut und Neid hin und her. Es klopfte an der Tür. Der Soldat, der eintreten durfte, brachte ihm das Buch Ahmed Arifs mit dem Titel »Die Ketten sind verschlissen vor Sehnsucht nach dir«.

»Wenn ich von dir erzählen könnte, wenn es nur die Worte gäbe / Deine Abwesenheit ist der andere Name der Hölle / Mach bitte die Augen nicht zu, ich friere.« So endete das erste Gedicht. »Was für ein Dichter!« murmelte der Oberleutnant vor sich hin. Er las auch das nächste Gedicht. Dann das übernächste. Am Nachmittag hatte er alle gelesen und das Buch, sicher nur, weil es seine Pflicht erforderte, sorgfältig in seine Tasche gelegt, statt es ins Archiv zu schicken.

Er verließ die Wache und lief zu dem Hügel der Stillen Wehmut. Um seinen Hals hing eine gebrauchte Leica, Baujahr '68, die ihn sein komplettes erstes Gehalt gekostet hatte. Er hatte einen Artikel über Robert Capa gelesen und war von seiner unglaublichen Lebensgeschichte und seinen Fotos so beeindruckt, dass ihn die Neugier packte, ob die Zeit wirklich stehenbleibt, wenn er den Auslöser betätigt. Er hatte tausende Fotos gemacht, doch die Zeit war nicht stehengeblieben. Trotzdem nahm er die Kamera immer mit. Selbst wenn es ihm nicht gelang, die Zeit anzuhalten, konnte er immerhin spüren, dass er Zeuge der Zeit wurde. Mit jedem Schritt, der ihn von der Wache entfernte, ahnte er stärker, dass sein Leben ein geliehenes

Leben eines Oberleutnants in einem Roman war, dessen Namen zu erwähnen der Autor nicht als nötig erachtet hatte. Man lebt doch nicht das Leben eines Anderen, nur weil man Geld verdienen muss, beklagte er sich im Stillen, während bezaubernde Gefühle über ein anderes Leben, das er sich wünschen würde, sein Herz erfüllten. Wie Tayfun Kara, der die Tiefebene von Erzincan überquert hatte und in die Berge geflohen war, musste auch er unverzüglich den Tunnel graben, der ihn in ein Leben nach seinen Wünschen bringen würde.

Während er sich, mit sich selbst ringend, dem Hügel näherte, bemerkte er die Goldene Tante nicht, an der er vorbeilief und die einer wandelnden Statue glich. Die Gärten, die zum Tal hinabfielen, ihre Kirschbäume, deren Äste brachen, ihre Maulbeerbäume, die ihre Früchte nicht mehr tragen konnten, die Mohnblumen, die vor den Margeriten protzten, die prallgefüllten Rosen, die sich rötenden Mirabellen, die grün leuchtenden Sommeräpfel sah er nicht. Die schwarze Katze und den weißen Hund, die aus einem Napf fraßen, die Henne, die mit ihren Küken zu einem Spaziergang aufgebrochen war, die Kuh, deren unschuldiger Blick den Fleischer der Kleinstadt so gerührt hatte, dass er sie nicht schlachten konnte und die jetzt wie von Sinnen zurück in ihr Dorf trabte, sah er nicht. Den Kiefernwald, der auf dem gegenüberliegenden Hügel wie eine Mauer emporragte, sah er nicht. Vieles, was er durch den Sucher seiner Kamera gesehen hätte, sah er mit bloßem Auge nicht. Er lief weiter. Kurz vor dem Hügel war er immer noch mit der Frage nach seinem Platz in diesem Leben beschäftigt und zerbrach sich den Kopf darüber, ob es ihm genüge, um jeden Preis ein geregeltes Einkommen und einen angesehenen Beruf zu haben.